

## Ein Star fährt durch die Stadt

Von Fritz Rosenfeld

(Schluß)

Auf dem Wege in die Redaktion fallen die Gedanken über ihn her. Der Augenblick ist da: der Tod hat ihm eine große Chance gegeben. Nicht aus den unleserlichen Zetteln, die die Telegraphenkompagnie auf seinen Tisch wirft, nicht aus den Zeitungen ferner, fremder, feindlicher Städte wird heute ein Bericht wachsen: was er mit eignen Augen gesehen, mit eignen Ohren gehört, mit eignen Händen gegriffen, mit dem gläsernen Auge der eignen Kamera festgehalten, wird er in Worte formen — und die Welt wird auf ihn hören.

Herr Fletcher erwartet ihn bereits. Er ist mißmutig, zu dieser Stunde schläft er am besten; er ist aufgeregt, eine Extraausgabe soll die Leistungsfähigkeit seines Blattes, die Fixigkeit seines Nachrichtendienstes beweisen und vielleicht einen Teil der verlorenen Leser zurückgewinnen. Herr Fletcher flucht:

„Wo stecken Sie denn, stundenlang lungern Sie in der Redaktion herum, aber wenn man Sie braucht, sind Sie nicht da. Wissen Sie schon . . . ?“

Jimmy fällt ihm ins Wort. Er wisse alles. Er sei selbst dort gewesen. Er habe Photos gemacht.

„Dann diktieren Sie sofort den Bericht. Wir machen eine Extraausgabe. Sie muß in einer halben Stunde auf der Straße sein . . .“

Diktieren? Das Wort verfehlt ihn in einen Zeitungspalast in Chicago. In Jacksonvillle ist niemand, dem man diktieren könnte. Er muß sich schon selbst an die alte, schlecht geölte Maschine mit dem schliffigen Farbband setzen. Er spannt ein Blatt Papier ein. Er will mit einer eindrucksvollen Schilderung beginnen — der Hauptplatz von Jacksonvillle im Morgengrauen, unheimlich stehen die schlafenden Häuser da, ein großes, fremdes Auto surrt heran, der kleine, alte Wagen biegt um die Ecke — da reißt er das Blatt aus der Maschine. Sachlich, sachlich, denkt er, nur die Tatsachen gelten in diesem Augenblick: das Ereignis muß aus dem steinernen atmenden Block der Sprache gemeißelt werden. Blut muß in den Worten pulsen.

Seine Finger fliegen über die Tasten. Schon ist ein Teil des Berichtes fertig, der weiße Vogen ist ein Spiegel, in dem er die Dinge körperhaft sieht; der Seher steht neben ihm und nimmt ihm das Manuscript, Blatt für Blatt, aus der Hand, bittet ihn, auf kleinen Zetteln zu schreiben, Zeile um Zeile zur Maschine zu senden . . . Die Bedeutung des Toten will Jimmy würdigen, seine Beliebtheit im ganzen Lande, seine Triumphe in weltbekannten Filmen — da läutet das Telefon. Eine fremde Stimme, sie kommt von weit her. Chicago.

„Herr Kollege — wir erfahren soeben — könnten Sie uns einen Bericht geben — mit allein Einzelheiten —“

Jimmy legt den Hörer auf. In einer halben Stunde wird Chicago wieder anrufen, dann muß der Bericht fertig sein.

Die Klingel schrillt wieder: Boston. Ein Bericht über das Ereignis. Ob der Tote allein in seinem Auto gefahren? Ob bestimmt keine Frau in seiner Begleitung gewesen? Ob jemand mit ihm gesprochen? Seine letzten Worte? Wenn es sie gesprochen: das Bild des Mannes, der Frau, des Kindes, zu dem er sie gesprochen?

San Francisco meldet sich, London ruft an: das Telefon steht keinen Augenblick still. Korrekturenfahnen flattern auf den Tisch.

Den Hörer am Ohr, den Bericht diktierend — nun formt nur sein Mund die Worte, eine fremde Hand schreibt sie nieder! — sieht er die feuchten Zeilen durch. Herr Fletcher steht hinter ihm. Herr Fletcher ist aus dem Chefzimmer in den schmalen, engen Verschlagen gekommen, in den nie ein Sonnenstrahl dringt. Herr Fletcher ist sogar freundlich und lobt ihn; der Bericht ist lebendig geschrieben, er wird in ganz Jacksonvillle bewundert werden.

Kay kommt in die Redaktion. Sie hält seine Hand. Seine Blicke flackern, er hat kaum Zeit, Kay anzusehen. Sein Blut singt: die großen Blätter, die dich stumm gesehen, sie haben heute eine Stimme, sie sprechen zu dir, sie brauchen dich! Mitten in der Arbeit sagt er zu Kay: „Es wird gehen, Kay, nun wird es gehen! Wer glaubst du, wird in mein altes Zimmer in Jacksonvillle einziehen?“

Kay sieht ihn schweigend an, ihre klare, reine Stirn liegt in Falten.

Lie Tür seines Zimmers knarrt wie ein Wetterhahn bei Sturm. Der Kellner der kleinen Bar an der Ecke kommt und bietet dem Herrn Redakteur Neuigkeiten an, er habe bemerkt, daß er habe gesehen, wie, er wisse, warum . . . Ein Duzend Menschen steht vor ihm wie Vitzsteller in einer Audienz vor einem König, er ist der wichtigste Mann im Ort, im Land, in der Welt . . .

Dann wird es ruhiger. Die Notationsmaschine schweigt, das Geschrei der Zeitungsjungen, die mit den druckfeuchten Blättern in der Hand aus dem Hause gestürzt sind, verhallt in der Ferne. Kay sitzt neben ihm, sie hat ihm Tee gebracht, Brot und Butter, er wird heute die Redaktion nicht verlassen, noch rufen ihn Städte über Ozeane und Gebirge, noch braucht ihn London, Paris, New York, Chicago, San Francisco —

Er fällt ins Bett, die Notationsmaschinen rattern durch seinen Traum. Aus ihrem Schlund quillt nicht der „Egypres“, das kleine

Blättchen, das nur im Umkreis weniger Meilen gelesen wird, sie speien Millionenauflagen auf die Boulevards der Städte, wie Schneeflocken flattern die Blätter nieder auf die Volkenträger, auf die Paläste, in denen Herren im Frack und Frauen mit nackten, leuchtenden Schultern im kristallinen Licht elektrischer Kerzen um eine weißgedeckte Tafel sitzen, die wie eine unendliche Landstraße sich irgendwo in der Ferne verliert . . .

Der Postbote bringt am nächsten Tag die Blätter aus Chicago, aus New York. Auf der ersten Seite das Bild des Stars, der nach einem Streit mit seiner Partnerin, die seine geschiedene Gattin gewesen, das Aelster in Hollywood verlassen, eigenmächtig einen längeren Urlaub angetreten, einen Koffer mit Kognakflaschen in sein Auto geladen, sich betrunken und eine tolle Fahrt kreuz und quer durch die Staaten gemacht habe — die mit dem tragischen Unfall in Jacksonvillle endete. „Ueber den Hergang des Unfalls berichtet unser Sonderkorrespondent Jimmy Smith;“ so stand es dort: unser Sonderkorrespondent Jimmy Smith. Kay glaubt es nicht; er zeigt mit dem Finger darauf, es ist sein Name, und ein paar Zeilen über seinem Namen steht der Kopf der größten Zeitung Amerikas!

Am nächsten Tag wird die Leiche nach Hollywood überführt. Die ganze Stadt gibt dem Star das Geleite, es ist wie bei einem Begräbnis, obgleich nichts anderes geschieht, als daß eine schmale, dunkle Kiste zum Zug gebracht und in einem leeren Gepäckwagen verladen wird. Als die Lokomotive läutet, weinen ein paar Frauen. Sie sehen dem Zug nach, bis er zu einem winzigen dunklen Punkt am Horizont zusammenschmilzt.

Nach einigen Tagen kommt ein Scheck aus Los Angeles. Der Geldbriefträger bringt eine Summe aus San Francisco. Chicago überweist ein Honorar an die Bank Jimmy berät mit Kay: die viele Geld muß klug angelegt werden. Das wichtigste, findet Kay, ist eine neue Kamera. Jimmy wird sie brauchen. In New York, in Washington kann ein Reporter nicht mit einem alten Kasten auf die Straße gehen, die Gassenjungen würden ihn verspotten.

Es ist eine schöne Kamera, sie hat hundert Dollar gekostet. Sie liegt auf Jimmy's Redaktionstisch, er will sie zur Hand haben, wenn das Leben ihn ruft.

Ein Brief kommt, aus St. Louis. Er öffnet ihn klopfenden Herzens. Hat ein Chefredakteur das Talent erkannt, das in der engen Stube in Jacksonvillle modert — holt er ihn aus der Dunkelheit in die Lichtfülle eines Boulevards? Ob Kay wird mitfahren können, denkt er, als er den Brief öffnet. Es

Sind ein paar höfliche Zeilen, Dank für den geleisteten Dienst, Versicherung kollegialer Hilfsbereitschaft für den Fall daß . . . Eine Banknote liegt darin, es ist der kleinste Betrag, den er für seinen Bericht bisher erhalten.

Zwei Zeitungen muß er Mahnschreiben senden, dann erst honorieren sie seine Arbeit. Als er das Geld bekommt, steckt er es in die Tasche, er haßt es, er hat sich den Lohn anders vorgestellt. Kay will die Extraausgabe des „Expres“, die Zeitungen, die seinen Namen auf der Titelseite bringen, einrahmen lassen, sie sollen in seiner Redaktionsstube hängen, Erinnerungen an einen großen Tag; er zerfetzt die Zeitungsseiten, schreibt Kay an, in flammendem Zorn, wie sie ihn nie gesehen: Sie solle schweigen, schweigen, er verlange nichts andres von ihr, als daß sie über den unglücklichsten Tag seines Daseins schweige.

Der große papierene Film rollt weiter durch seine Hände, er schneidet mit der

Schere hier eine Szene, dort ein Bild heraus und fügt diese Reste zusammen, zu einem neuen Streifen, der arm und unbeachtet durch die Tage gleitet. Wenn Fletcher ihm die Zeitungsblätter zuschiebt, sieht er sie mit feindseligen Blicken an, und es ist eine grauame Lust in seinem Herzen, wenn der blanke Stahl in den knisternden Körper der Journalen fährt.

Die Kamera muß Kay tragen, wenn sie Sonntags in die Wälder wandern. Er haßt sie, wie er alles haßt, das ihn an jenen Tag erinnert, an dem alle Träume zerstoßen sind und der graue, schwere Vorhang, den er beiseite schieben wollte, sich wieder zwischen ihn und das Leben gesenkt hat. Er trägt die Platten zu dem alten Photographen, der die Sonntagsaufnahmen der Ausflügler entwickelt, aber drängt nicht, und fällt sein Blick auf die Dunkelkammer, sagt er tonlos:

„Es hat keine Eile — ich werde mir morgen die Bilder holen.“

Der Kahn legt an. In diesem Augenblick fällt aus nächster Nähe, grell das Dunkel zerreißen, ein Flintenschuß. Mit den Händen in die Luft greifend, fällt Jacques hintenüber wie ein Klotz ins Wasser. „Satan!“ knirscht Pierre zwischen den Zähnen, den zitternden Zules anschreiend: „Rasch ins Boot!“ Doch es ist schon zu spät; der alte Itsepec betritt, ohne die Flinte aus dem Anschlag zu lassen, den nächtlichen Schauplatz, als Zules gerade den Fuß ins Boot setzt. Pierre sieht ihn und zielt. In die Stirn getroffen, stürzt der Indianer zu Boden, aber auch Zules liegt zu Tode getroffen im seichten Wasser. Langsam treibt das führerlose Boot davon. Aus dem Ufergebüsch klingen Stimmen. Rasch überblickt Pierre die verzweifelte Lage: Zurück zu dem Boot im Seitengraben! Mit der brutalen Energie des um sein Leben kämpfenden entreichert er dem im Wasser röchelnden, sterbenden Zules den Beutel Mundvorrat, den jener bei sich führt. Ein hastiges, erschütternd banales „Adieu, Zules“, dann schleicht er zurück, findet das Boot, schwingt sich hinein und löst ab.

# Flucht aus Cayenne

Von Hans Noesnik.

Äquatorzone über dem Golf von Westindien. Guayanas sumpfige Küstentwelt atmet in der Fieberluft. Südwärts bis zum fernen Amazonenstrom dehnt sich unter heißem Laubdach der Urwald.

Auf der Grenze französischen und niederländischen Gebietes wälzt der Maroni seine Wassermassen dem Meere zu. Mit schlanken Booten befahren ihn die Indianer zum Fischfang und Schmuggel; oder weiße Pflanzler und Händler, die aus dem Küstengürtel ins Innere vorbringen. Von Zeit zu Zeit dampft eine Regierungsbarkasse stromaufwärts; ihre gellenden Piffen dringen dann in den brütenden Urwald ein und verursachen Aufruhr unter Kolibris und Papageien, Baumaffen und witternden Raubläsen.

Das ist das Leben bei Tage. In mondlosen Nächten jedoch, wenn der Fluß in undurchdringlicher Dunkelheit dahinströmt, wird der Maroni zum Schauplatz der lichtscheuen Tragödien dieses Wagnolandes . . .

„Pierre!“ Heiser und gedämpft klingt die Stimme über das Wasser. Im Fluß treibt ein Floß. Zwei Männer schlagen primitive Ruder in die Strömung, vorsichtig und leise, doch mit keuchendem Atem. Bedrohlich knarrt und knackt das zerbrechliche Gerippe aus schwankem Unterholz des Waldes. Aus vorgebeugten Körpern starren brandheiße Augen in das Dunkel am Ufer. „Pierre? Pierre?“

Und endlich! Ein Geräusch wie dreimaliges Aufeinander schlagen von Metall. Leise, doch deutlich vernehmbar, tönt es vom Ufer herüber. Ein Fluß der Erleichterung fährt den Männern durch die Zähne. „Grave au Diable! Er hat gefunden!“

Durch die Finsternis geschützt liegen die Indianerboote am Flußufer. Pierre hat nach magischem Suchen das Versteck entdeckt. Drei Schläge mit dem Dolchmesser gegen den Gewehrlauf, das verabredete Zeichen, rufen die Gefährten herbei. Vor zwölf Tagen haben sie den lange zuvor in allen Einzelheiten erwägten Fluchtplan zur Ausführung gebracht. Zernes erstemal vor acht Jahren, als er eben aus Frankreich angekommen war und sich an die Gölle hier nicht gewöhnen konnte, — er lacht heute über sich selbst, wenn er an jenen ersten Fluchtversuch zurückdenkt. Allein ist er damals

ausgebrohen und glaubte die Freiheit zu besitzen, sobald er Stadt und Küstengürtel hinter sich ließ und Urwaldluft ihn umfing. Aber der Urwald war das größte Problem jedes Wagnosflüchtlings, und Pierre hat es damals nicht gelöst. Die ungeahnten Entfernungen, fangeldgierige Indianer, angriffslustige Jaguare und zuletzt, alles vereitend, der wüthende Hunger haben ihn, wie manchen vorher, ins Wagn zurückgetrieben, wo Strafverschärfung und höhnische Behandlung, aber auch Brot und eine sichere Pflitsche ihn erwartete.

Die Gefährten, der lustige Jacques und der immer todernste Zules, kommen heraus. Das Floß, ohnehin trrad, geht bei der Landung völlig verloren. Alles ist jetzt auf eine einzige Karte gesetzt: ein Boot, ein großes, starkes, schnelles Boot! Vorsichtig, den Dolsch in den Zähnen, arbeiten sie sich vorwärts. —

Itsepec, der alte Arrowale, sitzt mit der Flinte auf den Knien, in der kleinen Schutzhütte. Mit gedämpfter Stimme erzählt der Alte seinem zwölfjährigen Enkel von den Booten, auf denen er sein halbes Leben zugebracht hat.

Er hebt den Kopf und horcht. Gleichförmig kommt das Rauschen des Flusses herüber.

„Es wäre eine Nacht für die weißen Diebe, Djari, eine Nacht für die Bootestehler von Cayenne. Kapensfüng schleichen sie durch das Dunkel. Wie Schlangen kriechen sie im Ufergras.“

Diesmal ist es keine Täuschung; der Alte verstimmt. Leises Geplätscher dringt über das Rauschen des Flusses hinaus.

„Lauf um Hilfe!“ knurrt der Alte. „Lauf Djari! Vielleicht sind es zuviel für den alten Itsepec.“ Eilends springt der Junge davon. Auf geheimen Sumpfpfad schleicht der Alte, die Flinte im Anschlag zum Fluß. —

In einem Seitengraben haben sie das erste Boot gefunden. Jacques tastet hinein; zollhoch steht algendurchwuchertes Wasser darin. Weiter! Am Flußufer stoßen sie auf ein anderes; ein Messer blitzt: Jacques zertrümmert das Ankertau, klettert, mit einem Pfiß durch die Zähne seine Freude bändigend, in das große starke Boot und lenkt es hart ans Ufer heran. Die Ruder plätschern. „Sacre Nom, Jacques! Leiser, leiser! Du holst sie ras auf den Hals!“

Das Glück ist ihm hold, die Strömung führt rasch flussabwärts. Anfangs, als lautes Klagegeschrei durch die Nacht tönt, hat ihn die Angst vor Verfolgung zu rasender Eile angetrieben. Es war sein Glück, daß das abgetriebene Boot sich schon bald in Uferbäumen verfangen hatte, wo die Indianer es fanden. Würden sie das andere vermissen? Die Antwort hierauf gibt ihm sehr bald der Umstand, daß sich sein Fahrzeug immer schwerer lenken läßt. Durch Abtasten stellt er fest, daß das Wasser im Boot rasch anschwillt. Er macht sich keine Illusionen darüber, daß an dem austrangierten Kahn eines Indianers wenig mehr zu finden sein wird. Mit Hilfe seiner Zuchtshausmütze sucht er des langsam eindringenden Wassers Herr zu bleiben. Er weiß, daß er so nicht zur Küste gelangen wird. Die Bootruine wird zerschmettern und er mit ihr. Ein neues Boot, oder er ist verloren . . . !

Da glänzt, voraus an Bord, ein rotes Licht durch die stockdunkle Nacht. Lange weiß der staumende Pierre es nicht zu deuten, dann wird es ihm plötzlich gelich: ein Schiff! Hart am linken Ufer, im niederländischen Hoheitsgebiet, liegt die Regierungsbarkasse vor Anker. Pierre braucht nicht auszuweichen; die Finsternis schützt ihn vollkommen. Rudernd und wasserschöpfend steuert er, noch benommen von der plötzlichen Erscheinung dieses Zivilisationsdokuments hier in der Wildnis, seinen Kurs weiter. Wer will sagen, wie ihm der vertwegene Gedanke dann gekommen ist? Blüßschnell sind die Entschlüsse in verzweifelter Situation; rasch wie der Donner auf den Blitz folgt die Tat. Ist nicht das ganze Leben dieser Wagnards ein Rätsel?

Pierre weiß, was er will. Er steuert seinen sinkenden Kahn in die Gölle des Löwen und setzt Kurs auf die schlafende Barkasse III.

An andern Morgen weiß es die Befehung, in einer Woche alle Marinefreitkräfte vor Curacao; dann erfährt es die Presse und die ganze spottlustige Kolonie. Die Regierungsbarkasse hat ihre Rolle verloren. Sie lag festgemacht am Hallreep, nicht weit von der Deckwache. Schwarz fiel die Nacht auf den Maroni, da hat man sie gestohlen. Ein Kerl, der das gewagt hat; ein Mann, und wenn er hundertmal ein Wagnard war! — Pierre hat die lange Fahr flussabwärts vollbracht. An der tüdischen Tigerbank hat er der ungefümen See getrotzt; achtzig Seemeilen weit ist er an der Brandung

entlang getrieben, in der Hoffnung auf ein Schiff, auf einen glücklichen Zufall... Seine dritte Fahrt: in die Freiheit...

An der Mündung des Suribam, im niederländischen Küstengebiet, hat man lange danach die Jolle gefunden, festgeklemmt im Mangrove-

gestrüpp. Der darin lag, war eine Leiche. Starb er an Erschöpfung? Hat die Sonne sein Mark gedörret? Hunger und Durst ihn getötet? Ein Feld? Ein aus Verzweiflung Wahnsinniger? Stumm flattert die Trifolore von den Wälen und Kasematten von Cayenne...

# Der Matwas Kuda

## Ein Affenfang auf Sumatra

Auf der Reise, die mich vom Süden, von Java aus, quer durch Sumatra geführt hat, kam ich eines Tages gegen Mittag in Kuala Simpang im Norden der gewaltigen Insel an. Ich fand den Kampong, das Dorf, in tiefgehender Erregung, und wiederholt schlug mich der Ausdruck „Matwas Kuda“ an mein Ohr. Als ich mich eben nach der Ursache des Lärmes erkundigen wollte, bemerkte ich unter den Gruppen von Eingeborenen zwei Europäer, Sie hatten mich bereits gesichtet und kamen auf mich zu. Es waren zwei Tierfänger, die im Dienste der Amsterdamer Firma Pering, des holländischen Sagenbed, standen und damals in Nordsumatra jagten.

„Ein glücklicher Zufall,“ sagte ich, nachdem wir uns bekannt gemacht hatten, „von dem Sie mich hoffentlich profitieren lassen! Was ist's mit dem „Matwas Kuda“?“

Van G., von dem ich später erfuhr, daß er einer der bekanntesten Tiger- und Affenjäger der Sudana-Inseln ist, gab Auskunft. Es galt einer Jagd auf einen Orang-Utan, dem Waldmenschen, dem „Matwas Kuda“ der Malaien, der jedoch nicht getötet, sondern lebend eingefangen werden sollte.

In wochenlangem Aufenthalt hatten Herr van G. und sein Gefährte mit Hilfe der Eingeborenen die vorbereitenden Rüstschänge vorgenommen und die Gelegenheit ausprobiert. Es war festgestellt worden, daß ein riesiger Orang-Utan zu bestimmten Zeiten einen schmalen, zwischen zwei Kampongs gelegenen Urwaldstreifen als Zugangsweg zu einer benachbarten Pflanzung benutzte, wo er sich an Früchten gütlich tat. Diesem alten Burschen sollte die Fangjagd gelten.

Die Aussicht auf ein interessantes Abenteuer ließ alle Müdigkeit vergessen. Der Holländer hatte gegen gute Entschädigung und gute Worte ein Duzend Kampongleute zusammengetrommelt, die sich für tapfer genug hielten, im Verein mit den Weißen den „Matwas Kuda“ zu fangen. Der Plan war, heute nachmittag mit allen Kräften das schmale Urwaldstück wegschlagen zu lassen und dann dem Tier im Hinterhalt aufzulauern.

Ich schloß mich, der Einladung folgend, den beiden Jägern und den wartenden Eingeborenen an. „Auf eigene Rechnung und Gefahr“, lachte der Tropenjäger, dessen gefährliches Handwerk ihm eine breite Narbe unter dem rechten Auge hinterlassen hatte. Meine Jagdlust war viel zu stark, als daß mich der Gedanke an Gefahr hätte abbrechen können. Wohl aber habe ich damals sowohl wie später lebhaft über die Gründe nachgedacht, die viele Menschen veranlassen, die Jagd auf Affen, das heißt die gewaltigen Anthropoiden Indonesiens und Afrikas, für weniger gefährlich zu halten als Löwen- und Tigerjagden. Ich glaube, hier spricht, in völliger Verkennung der unglaublichen Wildheit des Orang-Utans, ein vages Gefühl menschlicher

Verwandtschaft mit, das uns die Vorstellung geringerer Gefährlichkeit zu suggerieren versteht.

Unter solchen und ähnlichen Gedanken und Gesprächen wurde das Waldstück abgeholt. Gegen Abend waren die Leute fertig. Wo heute mittag noch dichtes Gehölz stand, bot sich jetzt dem Auge flaches Terrain in einiger Ausdehnung dar. Hier sollte der Herr der Wälder jählings überfallen werden. Zu diesem Zweck legte van G. seine Leute halbkreisförmig, in Löhern verborgen, in den Hinterhalt. Er selbst lag in der Front des Halbkreises, der nach der Seite hin, von welcher der Affe erwartet wurde, geöffnet war; neben ihm lagen zwei besonders gewandte und mutige Eingeborene mit einem eisenstarken Netz. Der Assistent, ein noch junger, aber sehr beherzter Jäger, lag zwischen den Leuten auf dem einen, ich auf dem anderen Flügel der „Schlachordnung“. Wir sollten im Notfall mit der Schutzwaffe eingreifen, ohne uns an dem Fang direkt zu beteiligen.

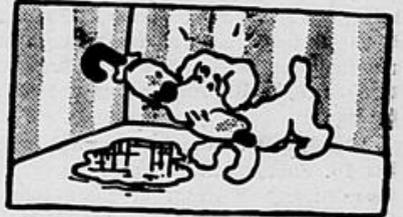
Ein nervenerregendes, zweistündiges Warten folgte. Schon fürchteten wir, die kurze, intensiv werdende Äquatordämmerung würde uns überfallen, als der Vielwartete plötzlich, wohl den meisten von uns und auch mir in diesem Augenblick völlig überraschend, aus dem Walddickicht brach. Der Orang-Utan, ein seltenes Exemplar, stand einen Augenblick, angesichts des veränderten Terrains, nachdenklich still, um dann aber sofort in außerordentlich raschem Tempo seinen Weg fortzusetzen und geradewegs in unsere Halbkreislinie hineinzulaufen. Das alles spielte sich so schnell ab, daß das Tier infolge der Erschlaffung unserer Aufmerksamkeit durch das lange Warten, beinahe den ihm gelegten Hinterhalt überrannt hätte. In diesem Moment, eigentlich dem günstigsten für eine solche Fangjagd, da er das Entweichen nach rückwärts verhindert, sprangen die Eingeborenen unter betäubendem Lärm aus ihren Löhern heraus.

Durch den plötzlichen Angriff für einige Sekunden völlig verwirrt, verfehlte der Affe den richtigen Augenblick zu einem gefährlichen Gegenangriff. Gewandt hielten ihn die zwölf Jäger mit langen Holzgabeln in Schach. Sie drückten ihn zu Boden, und die beiden Netzträger warfen ihm das Netz über, in dessen Maschen sich der Waldmensch je länger, je fester verstrickte.

Meine Jagdemotionen haben mich auf meinen Reisen durchdrückt, aber kaum eine ist mir so nachhaltig in Herz und Hirn haften geblieben wie die kraftvolle Gegenwehr des aus der ersten Ueberraschung zu wildester Wut erwachten Menschenaffen. Unglaublich ist die Stärke der eisenharten Fäuste und des gewaltigen Gebisses eines solchen ausgewachsenen Orang-Utans. Drohend reckt sich der furchterregende Satyrkopf unter dumpfem Grollen aus dem zottigen, mattrotten Pelz; aus den kleinen, unter den hochgewölbten, buschigen Brauen fast verschwindenden Augen schießen flackernde Blicke voll ungeahnter, faszinierender Wildheit — ein Anblick, der geeignet



Jetzt gibt's aber!



Das muß camouffiert werden!



Run ist das erledigt!

ist, auch einem unerschrockenen Gegner das Herz erbeben zu lassen.

Hier aber hatte das Jagdglück zu unseren Gunsten entschieden. Unter äußerster Vorsicht wurde das Tier mit Striden gefesselt und sicher in einen geräumigen Tigerkäfig gebracht. Im Handumdrehen wußte sich hier der „Matwas Kuda“, laut applaudiert von den Weißen und Farbigen, wie ein staunenerregender Entfesselungskünstler aus seinen Striden und Netzmaschen zu befreien. Wiederum stand er frei und seiner Wunde ledig, aber diesmal hinter dem Gitterstäben des Käfigs, der den Herrn des Waldes einer der Metropolen der Erde als Brunkstück ihres Zoo zuführen sollte.

Es war die interessanteste Jagd, die ich je erlebte, und die Freude über ihr Gelingen war groß, zumal niemand bei dem Ueberfall auch nur verletzt wurde. Lange aber wurde ich ein Gefühl heimlicher Scheu nicht los bei der Erinnerung an den Kampf mit diesem Orang-Utan, über den zwölf Malaien und drei „Orang-Blandas“ wie die Hunde herfallen mußten, um ihn zu überwaltigen.

G. Heidenreich

## Was mancher nicht weiß

Die kleinste Republik Europas ist die kleine Insel Tavolara, die etwa 12 Kilometer von Sardinien entfernt im Mitteländischen Meer liegt. Dies Eiland hat eine Länge von kaum zwei Kilometern und wird von fünfzigwanzig Menschen bewohnt. Tavolara erlangte seine staatliche Selbständigkeit im Jahre 1836, als die Insel der Barzoloni-Familie überlassen wurde. Bis 1882 regierte hier friedlich Paul I. als König. Bei seinem Tode erklärten die Inselbewohner ihr Land für eine Republik. Nach der Verfassung wird der Präsident für zehn Jahre gewählt und sowohl Männer wie Frauen haben Stimmrecht.

Der größte bis jetzt gefangene Walfisch hatte eine Länge von 22,5 Metern und ein Alter von schätzungsweise 300 Jahren.

Ananasfrüchte, die man bei uns pfundweise kauft und teuer bezahlen muß, wachsen in Natal in Südafrika so massenhaft, daß man sie teilweise als Schweinefutter verwendet.

Filigran, ein aus dem lateinischen filum, Faden, und granum, Korn, gebildetes Wort, bezeichnet eine Technik, die die Verfertigung von Schmuckgegenständen aus gebogenen und zusammengelöteten Gold- und Silberdrähten und auf diese aufgesetzten feinen Goldlöcherchen zum Gegenstande hat. Gegenwärtig werden Filigranarbeiten hauptsächlich in Italien, Spanien und Portugal zum Volkschmuck auch auf dänischen und finnischen Inseln sowie in den deutschen Alpenländern, in Ungarn, Holland und Norwegen hergestellt.

Die Schnupftabakherstellung stand zu Beginn des 16. Jahrhunderts insbesondere in Italien, Spanien und Portugal in hoher Blüte, wo Schnupftabak nach teilweise von Zentral- und Südamerika übernommenen uralt und unständlichen Rezepten hergestellt wurde. Italiener, Spanier und Portugiesen brachten dann die sorgfältig gehüteten Geheimnisse der Schnupftabakverarbeitung auch nach den europäischen Handelszentren. In Deutschland fand die industrielle Schnupftabakfabrikation besonderen Ansporn durch die Einwanderung französischer Emigranten.

## ■ Heiteres ■

**Gottvertrauen.** Der Bettler Aron Mendel betete also zu Gott: „Allmächtigster! Zeige endlich deine Macht und schenke mir 200.000 Dollar. Ich schwöre dir, die Hälfte, ganze 100.000 Dollar, würde ich sofort an arme Leute verteilen! Wenn du aber kein Vertrauen zu mir hast, so habe ich um so mehr Vertrauen zu dir. Gib mir nur die 100.000 Dollar, die ich für mich behalten darf, und die übrigen 100.000 Dollar kannst du in deiner himmlischen Güte selber an die Armen verteilen!“

**Stimme des Lebens.** Im Film werden Sigiens Tempel gezeigt, Segesta, Selinunt usw. Mit entsprechend geistreichen Erläuterungen. Zum Schluß heißt es: „... und so zeigen uns diese Trümmer griechischer Kunst, daß auch das Erhabenste und Schönste vergehen muß. An Sigiens Tempelruinen erkennen wir die Vergänglichkeit alles Irdischen.“ — Ergriffenheit, tiefes Schweigen ringsum. Auf einmal ertönt eine Stimme: „Dazu brauch' ich nicht Sigiens Tempel. Der seh' ich ooch an meinen Stiebeln.“

**Na und —?** Der Herr Procurist kommt zu Herrn Schwundemann gestürzt und sagte: „Herr Schwundemann, ich muß verlangen, daß der Hausknecht entlassen wird! Was meinen Sie, was der unverschämte Mensch eben zu mir gesagt hat! „Sie haben das Pulver auch nicht erfunden!“ hat er gesagt.“ Herr Schwundemann blickte seinen Procuristen lange nachdenklich an und sagte endlich: „Haben Sie es denn erfunden?“

**Das Wundermittel.** „Laugt denn Ihr Haarwuchsmittel wirklich was?“ — „Ich versichere Ihnen, es ist ganz ausgezeichnet!“ — „Geben Sie auch Garantie darauf?“ — „Garantie? Einen Ramm geben wir zu jeder Flasche!“

**Zu Befehl!** „Sie sind zu fett, Kerl! Sie werden noch plagen!“ — „Aber, Herr Feldwebel — das glaube ich wirklich kaum!“ — „Maul halten, Mensch! Wenn ich sage, daß Sie plagen werden, dann plagen Sie, verdammt!“ — „Zu Befehl, Herr Feldwebel!“

# Die Feldflasche des General Schluder-Pipanel

## Ein Märchen aus dem Weltkrieg

Ohne die Feldflasche des Herrn Generals Schluder-Pipanel wäre der Monte Ravuzzi kaum jemals von den Oesterreichern erobert worden. Ja, wenn sie leer gewesen wäre! „Gott dich der Teufel, Satrazena potvora“, hätte wahrscheinlich General Schluder-Pipanel gesagt. Und es wäre nicht zu jener glorreichen Schlacht gekommen, die General Pipanels Namen mit der Geschichte des Weltkrieges für alle Ewigkeit verknüpft hat.

Es war am 1. April des Jahres 1917. Eine wundervolle Morgenstimmung lag über dem Monte Ravuzzi. Liebliche kleine Schrapnellwölöchen, vergoldet von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, hingen am zarten Morgenhimmel wie goldene Tapferkeitsmedaillen an einer lichtblauen Militärbliuse. Der Himmel hatte gleichsam seine Extraintensivität angelegt. Irgendwo läutet eine Gasalarmglocke. Sicherlich war es wieder so ein blinder Alarm, wie schon so oft, wenn General Pipanel seine Leibspeise, Sauerkraut mit Quark, aß.

In den letzten Wochen hatten wir arge Kämpfe zu bestehen. Wir waren erschöpft wie die Rumborrate unseres Generals. Als ob der Feind die tröstlose Lage, in der wir uns befanden, erkannt hätte, setzte er zu neuen Angriffen an. Mutlos und niedergeschlagen feuerten wir mechanisch Schuß um Schuß, dem Angreifer entgegen. Der General hatte sich in seinen Unterstand zurückgezogen; nicht etwa aus Furcht, bewahre, Furcht war ihm so fremd wie die Werke Goethes oder Schillers. Der Grund war vielmehr, daß der General keinen Lärm vertragen konnte, außer dem, den er selber machte. Pipanel ging in seinem bombensicheren Unterstand mit großen Schritten auf und ab und tat zeitweilig einen kräftigen Schluck aus seiner Feldflasche, während Feldwebel Schlumperer mit der Zehn-Liter-Kanne hinter ihm her war und die rasch sich leerende Flasche des Generals immer wieder nachfüllte.

Als sich dies zum neunzehnten Male wiederholte, war die Kanne leer. Schlumperer meldet es mit den Worten: „Aus is', Erzellenz.“ Der General erbleichte. Mit einem Schlage war ihm der ganze Ernst der Situation klar geworden. „Die Flasche sagt dreiviertel Liter, also kann ich die Stellung höchstens noch zehn Minuten halten“, kalkuliert er. Um rascher vorwärts zu kommen, schritt der General auf Händen und Füßen ins Freie. Als er sah, daß der Feind bereits in unsere Gräben einge-

drungen war und alles verloren schien, wollte er dem nutzlosen Blutvergießen ein Ende machen und den Befehl zur Waffenstreckung geben. Gewohnt, vor jedem wichtigen Entschluß auf das Wohl Seiner Majestät zu trinten, griff der General nach seiner Flasche. Da geschah das Unglaubliche. Eine Handgranate explodierte, zerstückelte die Flasche und warf Pipanel, trotzdem er auf Händen und Füßen stand, zu Boden.

Dieser Augenblick war der Wendepunkt in der Schlacht um den Monte Ravuzzi. Und überhaupt einer der denkwürdigsten des ganzen Weltkrieges. Nur wenige Sekunden starrte der General wie entgeistert auf die Scherben seiner Feldflasche. Dann sprang er auf und warf sich, bloß mit dem Flaschenhals bewaffnet, wie eine Tigerin, der ihr Junges geraubt wurde, auf den Feind. Alle, die wir ihn damals gesehen hatten, glaubten einen Dämon vor uns zu haben. In unglaublich kurzer Zeit hatte der mit dem Flaschenhals um sich schlagende Pipanel die vordersten Reihen der Italiener einfach niedergemetelt. Wie ein Wirbelwind war er hinter den fliehenden Feinden her. Jeder, der in den Bereich seines Flaschenhalses geriet, war eine Leiche. Das Beispiel des Generals hatte auch unseren sinkenden Mut wieder gehoben. Mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser, es lebe Pipanel!“ trieben wir den Feind, trotz des wolkenbruchartigen Sturzes, von Gräben zu Gräben. In kürzester Zeit waren alle feindlichen Stellungen in unserem Besitz und die Italiener bis weit über Santa Salami zurückgeworfen.

Volle acht Tage hatten wir zu tun, um die haufenweise herumliegenden Leichen der getöteten Feinde zu begraben. Fast alle hatten Glasplitter im Kopfe, ein fürchtbares Zeugnis des Generals Pipanel. Der General mußte nach der Schlacht in ein Feldspital gebracht werden, wo er in einen todesähnlichen Schlaf verfiel. Seine Rechte hielt den Flaschenhals derart umklammert, daß er ihm operativ entfernt werden mußte. Als Pipanel nach vier Tagen das Bewußtsein wieder erlangt hatte, wurde er vom Kaiser persönlich befohrt. Um die Ereignisse des denkwürdigen 1. April befragt, konnte er sich an nichts mehr erinnern. Gern hätte Seine Majestät dem glorreichen Vorkämpfer irgendeinen Wunsch erfüllt, aber Pipanel verlangte bloß einen Hering.

Wahrhaftig, große Männer sind eben immer bescheiden.



**Auch ein Effekt.** „Nun, ist Grete eine gute Ehefrau geworden? — „Das kann ich nicht sagen. Ich weiß nur, daß sie aus ihrem Gatten einen guten Ehemann gemacht hat!“

**In der Schule.** Neulich erzählte der Lehrer den Kindern vom Leben des Maulwurfs. „Er frisst täglich so viel, wie er wiegt,“ stellte er gerade fest. Da plakt der Moriz mit der Frage heraus: „Herr Lehrer, woher weiß denn der Maulwurf, wieviel er wiegt?“

**Arzt und Rechtsanwalt.** Arzt: „Ihr Verus, Herr Rechtsanwalt, macht ja nicht gerade Engel aus den Menschen!“ — Rechtsanwalt: „Ja, Herr Doktor, da leistet Ihr Verus allerdings mehr!“

Das ist die Frage. Lehrer: „Der liebe Gott begleitet euch auf allen euren Wegen, liebe Kinder!“ — Peter: „Geht er auch die Treppe mit mir hinauf?“ — Lehrer: „Ja, mein Junge.“ — Peter: „Wenn ich aber hinaufgehe und der Gerhard geht die Treppe hinunter, mit wem geht er dann?“

Was mag das sein? „Nun, Frau Bergstrom, wie geht es Ihrem Sohne Knut? Der ist doch Seemann geworden.“ — „Ja, Frau Fromberg, ich weiß nicht recht, was ich dazu sagen soll. In seinem letzten Brief schrieb er: „Wir sind jetzt im Mittelmeer. Ich sitze an Deck und habe Inpern im Rücken.“ Aber ich hoffe doch, daß er bald wieder gesund wird!“